

### 3. Dr. Carl Peters über die Weltstellung Deutschlands.

Aus „Deutsch-Ostafrikanische Zeitung“ Nr. 39, Jahrgang 8.

Dr. Carl Peters teilte dem „Tag“ aus Oberegypfen einige bittere Wahrheiten mit, die recht interessant und beherzigenswert für uns Deutsche sind. „In einem langen Leben“, schreibt er, „ist mir klar geworden, daß für Völker wie für Individuen nichts gefährlicher ist, als sich in Illusionen einzuwiegen; „to live in a fools paradise“, wie die Engländer es bezeichnen. Von meiner Perspektive ausländischer Betrachtung aus glaube ich, deutsche Dinge in ihren Beziehungen zu fremden Völkern hier und da objektiver erfassen zu können, als wie dies aus der Höhe der Berliner Weltbetrachtung möglich ist. Ich weiß, daß mir abweichende Urteile in der Bewertung der Ereignisse, zumal wenn sie zuungunsten deutscher Vorurteile ausfallen, von einigen Seiten verdacht werden. Nichtsdestoweniger glaube ich, im deutsch-nationalen Interesse zu handeln, wenn ich sie meinen Landsleuten nicht vorenthalte. Denn letzten Endes siegen die Realitäten und nicht die Bilder, welche wir von solchen Realitäten in unseren Köpfen herumtragen.

In den deutschen Zeitungen der letzten Monate fällt mir ein gewisses Prahlen mit unserer Weltstellung auf. Wie wir es gar so herrlich weit gebracht haben! Das energische Eintreten des Reiches in der bosnischen Frage, welches die Angliederung Bosniens und der Herzegowina an Oesterreich-Ungarn auf friedlichem Wege herbeiführte, hat das deutsche Selbstvertrauen mit Recht emporsteigen lassen, wie jede kräftige Führung von oben dies bewirkt. Auch war die deutsche Politik im nahen Osten ohne Frage geschickt und erfolgreich. Aber ich vermag nirgends zu erkennen, daß unsere Diplomatie irgendwo auf der ganzen Erde unserm Volke reale, greifbare Erfolge erzielt hätte: Gebietserweiterungen, Konzessionen großen Stiles oder ähnliches. Die südafrikanische Krisis ist scheinbar gar nicht ausgenutzt worden. Wir haben unsere freundliche Neutralität an Großbritannien verschenkt, wo es doch nicht schwer war, sei es in Zanzibar, sei es an der Walfischbucht, eine kleine Konzession für diese Haltung zu erlangen. In Marokko hat das Reich jahrelang die Welt in Atem gehalten; und nicht einmal ein Hafen oder gar eine Kohlenstation ist für uns abgefallen. Tant de bruit pour une omelette! Persien wurde zwischen Rußland und Großbritannien aufgeteilt. Auf deutsche Wünsche und Interessen scheint nicht mehr Rücksicht genommen zu sein wie in Marokko oder Südafrika. Immer noch ist dieses mächtig anwachsende Volkstum in Mitteleuropa ohne ein nationalorganisiertes Auswanderungswesen, und noch besteht die Gefahr, daß irgendeine große internationale Wirtschaftskatastrophe Millionen unserer Leute brotlos machen und dadurch zu revolutionären Krisen im Innern

führen muß. Von einer weitsichtigen schöpferischen Politik ist nirgends auch nur eine Spur wahrzunehmen.

Auch im Ausland verspürt der Reichsbürger nur selten einmal etwas von dem stolzen Schutz seiner Interessen, wie ihn Briten und Amerikaner gewöhnt sind. *Civis Romanus sum!* Ach, die deutschen Botschafter und Konsuln sind nur ausnahmsweise von solchem Geist erfüllt. „Ja, sollen wir den Jhret halben einen Krieg mit England führen?“ rief mir Herr Legationsrat Hellwig 1894 im Auswärtigen Amt in Berlin zu, als ich einen Privatbesitz am Tana anmeldete, der unter den Schutz einer Klausel des Zansibar-Vertrages vom 1. Juli 1890 fiel. Ich habe den Landsitz infolgedessen verloren. „Sollen wir denn Jhretwegen Krieg mit Frankreich führen?“ fragte der Gesandte in Marokko den Vertreter einer bekannten deutschen Firma, der ihn auf die Verletzung eines deutschen Rechts durch die französische Republik aufmerksam machte. „Ja, wir haben hier sovieler Interessen in der Türkei, die wir durch die Betonung Ihrer speziellen Rechte in Kleinasien bei der Pforte nicht in Gefahr bringen können“, bemerkte der deutsche Botschafter in Konstantinopel zu dem Vertreter eines meiner Bekannten. „*Civis Romanus sum*“. Solche Anschauungen, wie sie in den angeführten naiven Äußerungen hervortreten, lassen gerade ein derartiges nationalstolzes Gefühl in Reichsangehörigen entstehen! Diese feige Angst vor einem Krieg, vor dem doch die Gegenpartei mindestens dieselbe Scheu empfindet! Um jede Streichholzdose muß ein großes Volk Krieg führen wollen, wenn ein nationales Recht und dabei das eigene Prestige in Frage kommt; und wenn die Furcht vor den deutschen Waffen so gering wäre, daß jede diplomatische Aktion andere zum Dreinschlagen bewegen könnte, so stände es gar schlimm um unsere Sicherheit. So ist es absolut auch gar nicht. Nur haben unsere Diplomaten, deren eigene Karriere durch irgendeinen Zwischenfall gefährdet werden kann, den sie nicht verhindert haben, im allgemeinen nicht die Nerven, welche andere besitzen.

So gewährt denn auch im großen und ganzen die deutsche Diaspora auf der ganzen Erde noch immer bis zu einem hohen Grade denselben traurigen Charakter wie vor einem halben Jahrhundert, trotz aller großen Reden und Phrasen. Noch immer ist das zentrifugale Moment vorwiegend. Noch immer streben Kinder von Deutschen in der Fremde ihre Abstammung so gründlich wie nur möglich zu verwischen. Noch immer „bekennt“ sich niemand zum Deutschtum, der nicht dazu gezwungen ist. Noch niemals habe ich erlebt, daß ein Ausländer seine Stellung zu verbessern glaubte, wenn er sich als Deutscher „aufspielte“. Selbst wenn deutsche Eltern in England darauf drängen, weigern sich ihre Kinder, auch nur Deutsch zu lernen. Redet man sie in ihrer Muttersprache an, so antworten sie auf englisch. Wer hätte ein solches Schauspiel je bei Engländern oder Franzosen, Italienern oder Portugiesen erlebt!

Auch begegnet es mir in London immer wieder, daß Deutsche, die ein, zwei Jahre „drüben“ sind, rot werden, wenn ich Sie gleich deutsch anrede, und sich weigern, es zu verstehen.

Und man glaube nicht etwa, daß diese Elemente unseres Volkes, die ins Ausland gehen, nun etwa die schlechteren seien. Bis zu einem hohen Grade ist doch das ganze Volk auch in der Heimat so. In diesen Tagen erhielt meine Frau aus Deutschland einen Brief, der an Mrs. Carl Peters adressiert war. Ähnliches passiert mir täglich. Wenn ich in Berlin bin, radebrechen von Zeit zu Zeit Damen mit mir englisch, „weil ich doch in London wohne“. Auf unseren Kneipplätzen, bei Regatten, beim Lawn-Tennis plappert alle Welt seine paar angelernten englischen Brocken, sie laden einen zum „five o'clock“, zum „rout“. Abends erscheint der „gentleman“ im „smoking“. Wenn ein Badeort etwas Besonderes sein soll, so ist er „international“; was minderwertig erscheint, ist „nicht weit her“. Die deutschen Auswanderer setzen nur fort, was ihnen angeboren ist, und die Leute, die zurückgeblieben sind, haben nicht die geringste Veranlassung, über jene die Nase zu rümpfen. Ich sehe sie ja jeden Tag frisch von Berlin oder Frankfurt um mich herum, mit ihren affektierten, möglichst entnationalisierten Manieren. Natürlich gibt es stets einige vornehme Ausnahmen; aber ich spreche vom „teutonischen Milieu“.

Leider kann man sich auch nicht damit trösten, dies sei nun einmal ein deutscher, nationaler Fehler; dafür hätten wir auch eine Reihe von Vorzügen. Denn man sehe denselben deutschen Michel an nach seiner Verpuppung in ein anderes Volkstum, etwa in den Nordamerikaner. Da hat er mit einem Male nationales Selbstbewußtsein und Patriotismus. Seht ihn an, wenn er zu Besuch nach Deutschland kommt: wie er prahlt und sich aufspielt! „By Jingo, we Amurri cans!“ „The Stars and the Stripes!“ usw. Die geringe Meinung von seiner Nationalität bezog sich also auf das Deutschtum als Deutschtum, nicht auf irgendeine beliebige andere Nation, der er angehören möchte. Darin liegt das direkt Beleidigende für uns. Das schlimmste bei der Sache ist, daß sie von oben bis unten durch das ganze Volk geht, wo man es auch treffen, von welcher Seite man es auch betrachten mag.

Wer meint, daß ich hier übertreibe, der frage ich: Ist es wahr oder ist es nicht wahr, daß der Durchschnittsdeutsche geneigt ist, eine Ausländerin deutschen Mädchen vorzuziehen? Daß die Deutsche andererseits den Ausländer, selbst einen Portugiesen oder Brasilianer, interessanter findet als den eigenen Landsmann? Tut sie sich nicht etwas darauf zugute, zumal in einer kleineren Stadt, mit einem solchen in einem Restaurant zu erscheinen und gar mit ihm in seiner Landessprache zu paradiereu, und wird sie nicht von all ihren Freundinnen offenbar darum beneidet; während die Engländerin, besonders der unteren Mittelklasse, sich schämt, mit einem Ausländer gesehen zu werden? Betrachtet der Deutsche der privilegierten Klassen den amerikanischen oder englischen Geburtschein

nicht als Aequivalent für einen Adelsbrief, und erwähnt der Aristokrat ihn auf Verlobungsanzeigen mit einer Bürgerlichen nicht als eine Art von Entschuldigung? Wird er bei späteren Geburtsanzeigen nicht immer im selben Sinne wieder erwähnt? Werden bei deutschen Höfen nicht in gleicher Weise Ausländer ohne jede sonstige Hofberechtigung einfach eingeladen, weil sie von Derbyshire oder New Jersey kommen? Ist dies so, oder hat sich dies alles völlig verändert, seit meine Landsleute mich aus Deutschland fortjagten? Jedenfalls gehören die Deutschen, welche mich 1896 wie einen Hund vertrieben, und das war fast die ganze Nation von oben bis unten, dem hier geschilderten Milieu an.

Civis Romanus sum! Wenn dies nicht eine alberne Phrase sein soll, so gehört dazu: 1. daß der Staat jede Verletzung der Rechte eines einzelnen als einen ihm im ganzen zugefügten Schimpf ansieht; 2. daß der Deutsche den Landsmann nicht nur als ebenbürtig, sondern als etwas Besseres betrachtet; 3. daß das Individuum sich dem Staate unterordnet; daß aber umgekehrt die Gesamtheit jeden ihr geleisteten Dienst auch billig und dankbar anerkennt. Solange, als Deutschland diesem Ideal fernbleibt, ist es lächerlich, von Weltpolitik und tonangebender Stellung auch zu reden. Ohne jede Frage wird es von den meisten übrigen Völkern der Erde in diesen wesentlich großen Charaktereigenschaften übertroffen. Ich glaube heute noch wie vor 25 Jahren, daß seine Erziehung in dieser Richtung am wirkungsvollsten durch eine rücksichtslose und stolze auswärtige Politik gefördert werden wird; so wie Fürst Bismarck sie etwa ein Duzend Jahre in Europa betrieben hat.

---

#### 4. Erlebnisse eines Deutschen in Süd-Chile.

Mitunter kann man sich hier vor lauter Spitzbuben gar nicht retten, es ist beinahe unglaublich, was hier Vieh gestohlen wird und wie viele Menschen überfallen werden. Alles Gefindel, welches die Polizei meiden muß, verkriecht sich natürlich in den Urwald und trägt dazu bei, uns das Leben so sauer wie möglich zu machen. In der letzten Nacht wurden uns vier Ochsen gestohlen, dann versuchten Banditen die Pferde zu stehlen und ich kam gerade herzu, als der Zaun eingebrochen wurde. Hühner kann man sich überhaupt nicht mehr halten. Vor einigen Tagen war ich sehr ermüdet in der Nacht eingeschlafen, nachdem ich vor meiner Stubentür meine beiden Hunde angebunden. Gegen drei Uhr morgens stehe ich auf, da ich nichts von den Hunden hörte, als ich zur Türe heraustrat, waren an Stelle der Hunde zwei leere Säcke angebunden, die Hunde aber bis heute verschwunden. Ich suchte mit meinem Win-